

# Unterhaltungs-Beilage

## des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 44.

Freitag, den 21. November.

1924.

(15. Fortsetzung.)

### Die Dame im Rollstuhl.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Sven Elvestad.

Krag setzte sich und warf lässig ein Bein über das andere.

„Ehe Sie fortfahren“, sagte er, „wüßte ich gern Ihren Namen.“

Der andere setzte sich ihm gerade gegenüber an die andere Seite des Tisches. Er legte den rechten Ellenbogen auf den Tisch und zielte mit seiner Waffe aufs Krags Stirn.

„Was dem einen recht ist, ist dem anderen billig“, sagte er, „Sie müssen wie ich den Arm auf den Tisch legen.“

„Und wenn ich mich dieser Behandlung widersetze?“ In den Augen des Fremden zeigte sich wieder der grausame, höhnische Blick.

„Ich habe in dieser Sache viel aufs Spiel gesetzt“, erklärte er. „Es ist eine Lebensfrage für mich, diese Unterhaltung mit Ihnen zustandezubringen. Und ich scheue zu diesem Zweck kein Mittel, hören Sie, ich scheue kein Mittel!“

Asbjörn Krag legte die Arme auf den Tisch. Er begann mit einem Papiermesser zu spielen.

„Nun kann ich Ihnen auch meinen Namen nennen“, jagte der Fremde. „Ich heiße Hamilton.“

„Und ich bin so klug wie zuvor“, erwiderte Krag. „Dieser Name ist mir vollkommen unbekannt.“

Der andere lächelte ein unbarmherziges Lächeln.

„Da Sie nun meinen Namen wissen“, sagte er ruhig, „und ich den Ihren, können wir also miteinander unterhandeln. Die Formalitäten wären erledigt.“

Krag nickte, als wäre er vollkommen einverstanden und als sei ihm viel daran gelegen, die Formalitäten erledigt zu wissen.

Der Fremde fuhr fort:

„Sie ahnen vielleicht nicht, daß ich in dieser Sache die eigentliche Hauptperson war.“

„In welcher Sache?“

„In dem Schurkenstreich, dessen Mittelpunkt bisher scheinbar Frau Habermann war.“

„Einem Schurkenstreich?“ fragte Krag.

„Ja.“

„Nun, Sie äußern sich mit einer erfreulichen Offenheit. Das ist ein buchstäbliches Geständnis. Ist es Ihre Absicht, sich selbst anzugeben? Wünschen Sie vielleicht, von mir verhaftet zu werden?“

„Erscheint Ihnen die Sachlage so?“ fragte der Fremde zurück. „Nein, im Gegenteil, mein Herr. Ich spreche mich nur mit so großer Deutlichkeit aus, um Zeit zu sparen. Ich kann Ihnen erzählen, daß ich es bin, der das Ganze geplant hat, und ich gebe Ihnen die Versicherung, daß der Plan vorzüglich ist und unbedingt gelingen wird.“

„Darin irren Sie sich“, sagte Krag. „Gelingen wird er nicht.“

„Wer sollte das verhindern?“

„Ich.“

„Wirklich? Ich hörte einst einen Mann, der gehängt werden sollte, sich hoffnungsvoll über die Zukunft äußern. Sie erinnern mich an ihn.“

„Ist es vielleicht Ihre Absicht, diese Waffe zu be-

nutzen?“ fragte Krag, indem er auf des anderen erhobenen Revolver wies.

„Das wäre möglich“, antwortete der Fremde, „falls wir nicht zu einem Einverständnis gelangen sollten.“

„Haben Sie mir einen Vorschlag zu machen?“

„Einen Vorschlag kann man es nicht gerade nennen.“

„Wie soll man es sonst nennen?“

„Ich glaube, man kann getrost die Bezeichnung „Forderung“ anwenden.“

„So lassen Sie mich Ihr Ultimatum hören.“

„Sie haben sich in meine Angelegenheiten einzumischen gesucht. Ich verfolge Sie seit einiger Zeit mit großer Aufmerksamkeit. Ich gestehe, daß es Ihnen einmal gelungen ist, mich zu täuschen, doch als ich heute den andern in Ihrer Maske traf, da durchschaute ich den Zusammenhang.“

„Nun, ich bekenne, daß ich Ihre Pläne gekreuzt habe“, sagte Krag. „Doch Sie haben noch andere Feinde.“

Der Fremde lächelte wieder höhnisch.

„Sie meinen sicher die beiden Amerikaner“, sagte er. „Das stimmt. Aber diese Leute fürchte ich absolut nicht. Die habe ich auf die falsche Spur abgelenkt. Die beiden Herren befinden sich in dem Irrtum, daß sie sich vor Ihnen hüten müssen, und sie richten daher ihre Angriffe gegen Sie. So straft es sich selbst, daß Sie so überlegen taten, ein Zusammenarbeiten mit ihnen abzulehnen. Ich lasse also diese beiden Amerikaner ganz aus unserer Berechnung. Kommen wir nun zur Sache. Sie haben mich oder meine Pläne durchschaut, und Sie wissen, was das Spiel gilt.“

„Ja“, antwortete Krag, „ich weiß alles.“

Doch in seinem stillen Sinn dachte er:

Nun habe ich einen Ausweg gefunden, um diesen Menschen los zu werden.

#### Zwanzigstes Kapitel.

#### Die Flamme.

„Es ist nun meine Absicht“, sagte der Fremde, „Sie daran zu hindern, sich noch weiter in meine Angelegenheiten zu mischen.“

„Das ist ziemlich unmöglich“, erklärte Krag. „Ich besitze ein Papier, durch dessen Anwendung meinerseits jeder Schritt, den Sie in dieser Beziehung tun mögen, nutzlos wird.“

„Was für ein Papier ist das?“

„Nun, nennen wir es eine Kopie. Was würden Sie sagen, wenn Ihre Mitschuldige, Frau Habermann bereits ein Geständnis abgelegt hätte, und wenn ich eine Abschrift dieses Geständnisses in meinem Besitz hätte?“

„In diesem Falle wäre sie bereits verhaftet“, erklärte der andere.

„Und wenn dem so wäre? Sie haben sie ja wohl seit etwa drei Stunden nicht gesprochen.“

„Neinen Sie?“ jagte der Fremde höhnisch.

„Nun, ich will Ihnen das Dokument zeigen.“

Und Krag machte eine Bewegung nach der Schreibtischschublade. Doch der Fremde hielt ihn durch einen lauten Zuruf zurück.

„Hallo, Sie brechen unser Übereinkommen, die Hände haben auf dem Tisch zu bleiben.“

„Ich dachte, ich sollte Ihnen das Schreiben . . .“, stammelte Krag.

„Das ich mir selbst nehmen kann?“ unterbrach der Fremde ihn, indem er sich erhob. Den Revolver hielt er beständig in derselben Stellung.

„Nun befinden Sie sich in einer sehr peinlichen Lage“, sagte er, „wollen Sie sich nicht einer Katastrophe aussetzen, so müssen Sie völlig unbeweglich sitzen.“

Krag saß ganz still, während der Fremde um den Schreibtisch herumging und die Schublade aufzog.

Er lachte, als er Krags Revolver fand.

„Soviel ich sehe, befindet sich kein anderes Dokument in der Schublade als dieses hier“, sagte er. „Es ist im übrigen auch ein sehr wertvolles Dokument, und Sie gestatten wohl, daß ich es mir genauer ansehe?“

Er öffnete das Magazin und nahm alle Patronen heraus. Inzwischen stand er beständig vor Krag und ließ ihn nicht einen Augenblick aus den Augen.

„Ich habe den Argwohn“, sagte er, „daß Sie vielleicht noch andere Dokumente im Besitz haben. Ich muß Sie bitten, noch immer ganz still zu sitzen.“

Er steckte die Hand in Krags Innentasche und zog den Revolver Nummer zwei heraus. Wieder lachte er laut.

„Sie sind wohlversorgt, das muß ich sagen. Übrigens eine schöne Waffe. Mit Ihrer Erlaubnis behalte ich sie bis auf weiteres. In einigen Tagen sollen Sie sie wiederhaben. So lange wünsche ich, Sie unschädlich zu machen.“

Nun setzte er sich auf seinen vorigen Platz Krag gegenüber an der einen Seite des Tisches und sah den Detektiv aus blitzenden kleinen Augen an. Krag erkannte, daß er es hier mit einem bedeutenden Gegner zu tun hatte, und daß es ihm übel ergehen würde, wenn ihm die List nicht gelänge, die er nun auszuführen gedachte.

„Sie sprechen davon, mich unschädlich machen zu wollen“, sagte er, „darf ich mir die Frage erlauben, in welcher Weise Sie diese Absicht auszuführen gedenken?“

Der Fremde zog ein Fläschchen aus der Tasche.

„Lesen Sie dieses Etikett“, sagte er, „vielleicht werden Sie dann verstehen.“

Krag las und verstand. Es war ein starkes Betäubungsmittel.

„Ich beabsichtige, Ihnen ein paar Tropfen von dieser Essenz in einem Glas Wasser zu geben“, sagte der Fremde. „Ich nehme an, das wird genügen, um Sie für die Dauer der Zeit stillzuhalten, die ich zur Durchführung meiner Pläne brauche.“

„Zwei Tropfen hiervon genügen, um mich für viele Stunden bewußtlos zu machen“, sagte Krag. „Ich wünsche nicht so lange abwesend zu sein.“

Das Gesicht des anderen nahm plötzlich einen grausamen und verzweifeltsten Ausdruck an. Der Revolver zitterte in seiner Hand.

„Ziehen Sie es vielleicht vor, auf noch längere Zeit abwesend zu sein? Dort drüben steht die Karaffe. Nun müssen Sie sich entscheiden. Sie haben vielleicht nie vor einem wichtigeren Entschluß gestanden.“

Ashjörn Krag hatte wirklich in diesem Augenblick das Gefühl, sich in einer großen Gefahr zu befinden. Der Fremde, der viel zu gewinnen und noch mehr zu verlieren hatte, war offenbar zu einer verzweifeltsten Entschlossenheit gelangt. Er war imstande, ihn niederzuschicken. Aber wenn Krag sich fügte, käme er ja vollkommen in die Gewalt des anderen, der ihn dann auch auf unbemerkte Weise ums Leben bringen könnte.

„Es ist vielleicht sehr einfach, die Angelegenheit zu ordnen“, sagte Krag. „Da wir nun aber mal hier miteinander unterhandeln, könnten Sie doch jedenfalls zuhören, was ich Ihnen vorzuschlagen habe.“

„Sie mißverstehen mich. Ich habe wenig Zeit.“

„Ich mißverstehe keineswegs, und ich will Ihre Zeit nicht lange in Anspruch nehmen. Ich habe Ihnen einen Vorschlag zu machen, auf den Sie, wie ich glaube, eingehen werden. Ich brauche dazu nur ein paar Minuten. Sagen wir drei Minuten.“

„Gut“, erwiderte der andere, „ich gebe Ihnen drei Minuten.“

„Doch ist es für mich eine Qual zu sprechen, ohne zu rauchen. Sie sehen es an meinen Fingerspitzen, daß ich ein leidenschaftlicher Zigarettenraucher bin. Dort liegt mein Zigarettenetui; darf ich Sie bitten, es mir zu reichen?“

Der Fremde warf ihm einen forschenden Blick zu.

„Wo haben Sie die Streichhölzer?“ fragte er dann. „Vielleicht in der Tasche, und Sie sind am Ende von der gleichen Art wie das Dokument?“

„Die Streichhölzer stehen dort“, antwortete Krag.

„Wollen Sie so freundlich sein, eins anzuzünden? Sie können es ja mit der einen Hand an dem Ständer anreiben und den Revolver in der anderen behalten. Man pflegt nicht gern einem Verurteilten einen harmlosen letzten Wunsch zu versagen“, fügte Krag lächelnd hinzu. „Kein Gentleman täte das jedenfalls.“

Der andere überlegte, und ein argwöhnischer Zug glitt über sein Gesicht. Schließlich reichte er ihm aber dennoch das Etui; es war ein Zigarettenetui mit Gold-einlage.

„Eine schöne Arbeit“, sagte er, „ich vermute ein Geschenk?“

„Richtig geraten“, antwortete Krag, „es ist ein Geschenk, das mich daran erinnert, daß ich mich schon einmal in einer ähnlichen Lage befunden habe.“

Der Fremde rieb ein Streichholz an, hielt aber inzwischen unablässig den Revolver auf Krags Brust gerichtet.

Dieser zündete die Zigarette an und der Eindringling löschte das Streichholz.

Fortsetzung folgt

## Die schwarze Barke.

Eine Geschichte aus dem alten Venedig.

Von Hermann Hall.

Eine ungeheure Erregung hatte sich Venedigs bemächtigt. Auf dem Markusplatz staute sich das allenthalben aus den engen Gäßchen herbeiströmende Volk. Dann stutete die wogende Menge gleich einem uneingedämmten Fluß dahin und löste sich endlich in viele bunte Gruppen auf, die nun in aufreizenden Gesprächen und lebhaftem Gebärdenpiel umherstanden. War das Unfassbare wirklich geschehen? Graf Marino sollte heute in früher Morgenstunde enthauptet worden sein? Er, der ruhmreiche Feldherr? Wie hatte man ihm doch damals, nach dem großen Seesieg bei Chiozza, zugejubelt! Seitdem war er der Abott des Volkes geworden. Denn er hatte es nicht verstanden und sich dessen auch nicht geschämt, daß er aus dunkler Tiefe emporgestiegen war und einst als Knabe mit seinem Vater die Schweine gehütet hatte; in seinem Wappen führte er einen Eberkopf, der einen Marschallstab im Maul hielt.

„Dies eben, seine Herkunft ist's — darum hat man ihn um den Kopf kürzer gemacht!“ rief ein grauäugiger Matrose.

„Du bist besoffen!“ entgegnete heftig ein Fruchthändler, ein verhubelt Mannlein. „Marino lebt! Erst vor vier Wochen hat er mir für ein paar Drogen eine Silbermünze zuwerfen!“

„Schweig, alter Narr!“ polterte der Matrose. „Er sann tot sein, auch wenn er dich gut bezahlt hat. Was verstehtst du vom Handwerk des Henkers!“

„Es ist unmöglich!“ hörte man jetzt einen jungen Offizier zu seinem Realseiter sagen. „Noch beim letzten Sklavensmarkt — wie lang ist das? — acht Tage — sah ich den Grafen an des Dogen Seite.“

„Alles ist möglich!“ erwiderte sein Gefährte mit bestimmtem Ausdruck. „Vielleicht hat die schöne Marietta, die sich Marino damals erworben, das Begehren des Dogen entzündet — die Staatskunst findet immer Mittel den Nebenbuhler zu beseitigen.“

Blöcklich gellten Fantarentlänge, stiegen wie eine prahlende Flamme steil empor und sanken dann läß erlösend nieder. Sie trafen die Menge wie Hagelkörner; lähmendes Entsetzen ergriff sie. Mit einem Male herrschte tiefe Stille. Nun bahnte sich ein festlicher Zug seinen Weg. Zu Vaaren geordnet schritt eine Schar Henker in schwarzen roten Gewändern daher, die Gesichter schwarz verhummt, und einer trug, auf eine Hellebarde gestützt, ein abgeschlagenes Haupt. Ihr folgten in kurzem Abstand Mönche in braunen Kutten; sie hatten die Häupter gelenkt, die Blide starr auf den Boden geheftet, und murmelten Gebete. Inmitten des Volkes wurde die Hellebarde mit dem Haupte aufgeführt. Dann zogen die Schwergen in der Richtung nach dem Gefängnis ab, die Mönche aber in die Markuskirche, wo die Seelenmesse für den Hingerichteten abgehalten wurde. Das alles hatte sich mit einer solch grauenvollen Eindringlichkeit abspielt, daß im Volke jede Lebensregung wie erstarrt schien. Kaum aber war der spukhafte Zug entschwinden, da ging es wie ein leuchtendes Aufatmen durch die Menge, und nun brach ein Sturm los gleich dem Toz der aufgewühlten Meeres. „Marino ermordet! Mord dem Mörder!“

Dieser Ruf erst einzeln aus heiserer Kehle hervor-

estoben, drang nun tauendstimmig durch die Luft und verdichtete sich schließlich zu einer ungeheuren Woge, die sich brausend fortwälzte und alle mit sich riss.

„Fluch dem Mörder! Nieder mit dem Dogen!“

Die Menge raste wie gewöhnlich gegen den Dogenpalast; aber der Ansturm brach sich an den vorgehaltenen Speeren einer undurchdringlichen Sperrkette von Soldaten. Als die Wehlschreie der Vermundeten schrillten begann die Masse zu wanken und rückwärts zu weichen; dann zerfiel sie in widerstandslose Gruppen, die vor den nachdrängenden Soldaten anstandslos die Flucht ergriffen. —

Der Doge hatte vom Fenster aus das erregende Schauspiel beobachtet. Jetzt trat er zurück, lächelte und sagte: „Die Bestie ist gesättigt! Nun Marietta, wie lange gedenkst du deinem Geliebten nachzutrauern? Er war ein Verräter! Marietta in ihrem Ruhestuhl erhob langsam den schönen Kopf, als ob sie eben aus einem Traum erwacht wäre, warf ihn stolz in den Nacken zurück und sprach empört: „Ihre Augen sprühten Blüthe und mit behender Stimme erwiderte sie: „Du lügst!“ Der Doge straffte sich, trat ein paar Schritte auf sie zu und sprach: „Es ist die Wahrheit! Er war der Anführer der Verschwörung. Aber um deinetwillen durfte er einen leichten Tod erleiden. Seine Genossen schmähten tief unten in der modrigen Finsternis der engen Verstele, und der Wahnsinn wird sie umkrallen, bevor sie sterben. Fauliges Lagunenwasser wird zu ihnen herbeibringen, wird langsam steigen und steigen.“

„Schweig, Unmenschen!“ rief Marietta schauernd.

„Er hat sie gefasst, die ebernen Staatsgefesse!“ entgegnete der Doge mit gekünstelter Ruhe.

„Du aber hast sie mißbraucht!“ verleierte Marietta leidenschaftlich. „Er war unschuldig! Ich will es in alle Winde hinausrufen!“ Sie stürzte zum Fenster. Der Doge riss sie zurück und wollte sie festhalten. Sie stieß ihn von sich, daß er taumelte. „Lach mich!“

Die Zornesröthe stieg ihm ins Gesicht, aber er bemächtigte sich und sagte kalt: „So fahr dahin, Dirne!“ Dann pochte er an eine verborgene Thür. Ein Mohr trat herein. Der Doge wies auf die in einem Winkel Kauernde: „Hinunter mit ihr ins Verlies!“

Allmählich beruhigte sich die Stadt. Über niemand glaubte an die Schuld des Hingerichteten. Sein Name wurde im Volke häufiger denn je genannt, und als bekannt wurde, daß er sein beträchtliches Vermögen den Armen hinterlassen, erhob man ihn zum Märtyrer. Sein Haupt war tags darauf, nachdem man es als abschreckendes Wahrzeichen zur Schau gestellt hatte, auf räthselhafte Weise verschwunden, und bald ging die Kunde, Fischer von Chioaia, daß es in ihrem Friedhof bestattet. —

Der Sommer dieses Jahres aber zeigte ein ungewöhnliches Gepräge: Wochenlang lastete drückende Schwüle auf der Stadt. Kein Tropfen Regen fiel, ohne Unterlaß wehte des Scirocco ermattend-laulicher Odem, und den Kanälen entstiegen modrige Dünste. Die Menschen schliefen schlaff, wie von einer schweren Bürde niedergebückt, dahin. Zuweilen geschah es, daß manche plötzlich auf der Straße zusammenbrachen, und bedäunigenderweise mehrten sich diese Fälle von Woche zu Woche. Bald aber ließ es sich nicht mehr verheimlichen: alle endigten ausnahmslos mit dem Tod. Nun tauchte plötzlich ein bestürzendes Gerücht auf: ein sonderbarer Fährmann habe sich des Nachts schon mehrmals gezeigt. Auf schwarzer Barke erhebe sich schwarz rauchend die Gestalt, der Kopf aber sei alles Fleisches bar, sei ein Totenschädel. Ohne Ruder Schlag gleite die Gondel lautlos dahin und verschwände mit einem Male. Man habe ihn nicht nur in den Lagunen gesehen, sondern auch im großen Kanal. Hier sei er am Palazzo da Mula sogar die wasserumspülte Freitreppe emporgestiegen. Zwei Tage später habe man die Leiche des Hausberrn in die Friedhofsgondel geladen.

„Der schwarze Tod, die Pest, geht um!“ hieß es. — „Was jählet ihr!“ lauten andere. „Es ist der Geist des Marino! Nun löst er schreckliche Rache!“ Und bald herrschte hierüber kein Zweifel mehr. Ein Fischer hatte das bekannte Wappen groß und hellklingend auf des Fährmanns Brust gesehen: den Ebertopf mit dem Marschallstab.

Das Sterben aber griff in fürchterlicher Weise um sich, und man wußte nicht, wie man ihm Einhalt gebieten sollte. Es gab kaum mehr ein Haus, vom stolzen Palast angefangen bis zum ärmlichen Obdach im engen Gäßchen, worin man nicht einen Toten zu beklagen gehabt hätte. Das sonst so sorglos-beschauliche und heitere Leben der Stadt war wie mit einem Schlag vernichtet. Die Menschen hülpten nur noch wie Gespenster in die Kirchen, um auf den Anien Gott um Gnade anzuflehen.

Da nahte der Jahrestag des großen Seesieges bei Chioaia. Trotz der grenzenlosen Niedergeschlagenheit sollte er gefeiert werden, festlich wie immer. Die Fahnen klatterten auf ihren hohen Masten vor dem Markusdom, der Doge samt seinem Gefolge und alle Adligen nahmen in ihren Brunnengewändern am Gottesdienst teil, und der Patriarch sprach in seiner Predigt vom Glanz der Republik und vom Segen des Herrn, der seit Jahrhunderten über ihr walle. Er vermied jeden Hinweis auf Marino und auf die gegenwärtige Heimtückung. Gegen Abend hatte sich wie ehedem eine große Volksmenge auf dem Markusplatz eingefunden, und als die Dunkelheit hereindrang, drängte sie sich gegen den Hafen, um die Festfahrt der mit Lampions geschmückten Gondeln zu sehen. Tausende von Monden, leuchtend in allen Farben, schwammen von den Lagunen in den großen Kanal gegen die Rialtobrücke und endlich wieder zurück zum Hafen. Das Volk jubelte.

Der Doge saß in seiner Barke mit versteintem Gesicht. Wem galt doch dieses Fest? „Marino!“ dachte er. Und gleich darauf, wie von einem Dämon zugefüllt: „Marietta!“ Ein Schauer überlief ihn, schwer sank sein Haupt auf die Brust herab. Kurz vor dem Landungsplatz aber fuhr er plötzlich in die Höhe, so daß die Gondel bestig schwankte und er beinahe ins Wasser gestürzt wäre. Man kam ihm zu Hilfe und ließ ihn sanft zurück in die Polster gleiten. Seine Augen traten aus den Höhlen, mit zitternder Hand deutete er vor sich hin und stieß die Worte hervor: „Seht dort!“ Voll Grauen folgten die Blicke der Begleiter, und alle sahen das fürchterliche Bild: unmittelbar vor des Dogen Gondel zog langsam die schwarze Barke dahin, und straff ragte die Gestalt des ganz in Schwarz gekleideten Fährmanns empor. Unbewußt hielt er das Ruder in den Händen, ohne einen unbewußt Satzung zu tun, und der seitwärts gedrehte Kopf war ein grinsender Totenschädel. Das Fahrzeug aber hielt geradewegs auf den Dogenpalast zu und verschwand an der Eingangsstufe. —

Am nächsten Tag lag der Doge im Sterben. Sein Beichtvater weckte stundenlang bei ihm, und zuletzt ließ er auch noch den Patriarchen um seinen Bestand bitten. Sein großes Vermögen aber hat er dem Staate vermach, jedoch unter der Bedingung, daß fortan alle Gondeln schwarz sein sollten zur dauernden Erinnerung an die fürchterliche Heimtückung und zur steten Mahnung, bei allen Freuden des Lebens Maß zu halten und des Endes nicht zu vergessen. So ließ er es mündlich niederschreiben. Die schwarze Barke aber wurde fortan nicht mehr gesehen; der Doge war der letzte, den der unbeimliche Fährmann heimgeholt hatte. —

## Das gute Wasser.

Von Siegfried von Beccard.

Symbol dieser widersinnigen Zeit: es regnet — und kein Wasser! Seit drei Tagen verläßt die Wasserleitung — und dabei klatscht der Regen an die Fensterscheiben! Das verstehe ich nicht.

Es ist wahr: wir wohnen hoch auf einem Felsen. Aber den ganzen Sommer hindurch, auch in den heißen Juli- und Augusttagen gab es reichlich Wasser. Jetzt ist es kalt, es regnet. Und die Leitung verläßt.

Ich gehe zum alten Mur. Er ist Wasserwart. Er versteht das verantwortungsvolle Amt, die Wasserleitung des Dorfes abzustellen oder zu öffnen, je nach dem Wasserstand. Er schüttelt den Kopf und meint, es müsse noch acht Tage tüchtig regnen, bis sich so viel Wasser angesammelt hat, daß man es wieder laufen lassen könne.

Die Sache ist schlimm: zu Hause soll gerade grobe Wäsche sein, der Kleine muß baden, die Kuh braucht zum Trinken, die Köchin zum Kochen — und kaum ein Tropfen im Kessel!

Der alte Mur zeigt schmunzelnd auf einen feststehenden Wagen, den sieben zwei Ochsen ins Dorf hineinziehen. Dieser Wagen besteht aus einer flachen langgestreckten Tonne, ein Bauer mit einem Kübel an langer Stange schreitet nebenher. Wir sollten uns auch so eine Tonne voll von der Stauung herauffahren lassen. Aber ich erkenne den Saubermann. Mich schaudert. Ich lehne dankend ab.

Da bleibt uns nichts anderes übrig, als je einen Eimer in jede Hand zu nehmen und den Weg zur Quelle im Walde anzutreten.

Borax fliegt Hilda, die Köchin, mit wehendem Kopf und hell aufschaukelnden Hunden. Mabel klopft hinterher mit zwei klappernden kleinen Kannen. Ich folge an gemessenen Schritten ernsthaft, nicht ohne Würde, und doch mit einem trambahngewinnenden Lächeln, wenn mir jemand begegnet.

Der grüne Rasenweg geht an Feldern vorbei, über Wiesen, bis zum Walde. Überall begegnen wir winzigen Dorfkindern, Buben und Mädchen, fast noch Säuglinge, die Blechtannen und blaue Tonkrüge mühsam heraufschleppen, und vor und hinter uns trippeln ebenso viele Gnome mit flimmernden leeren Gefäßen den Berg hinunter.

Es ist eine richtige Wasserprozession zu den heiligen Quellen des Waldes, und da ich der einzige Erwachsene bin, komme ich mir wie der Hohenpriester vor, der das Volk der Gläubigen zum geweihten Boden führt.

Vor der Quelle kniee ich feierlich nieder, Hilda, Mabel und sieben winzige Zwerge stehen andächtig um mich herum. Ich schöpfe das kristallklare Wasser aus dem moosumwachsenen Rinnsal, fülle die Eimer und Krüge, und wir treten den Heimweg an.

Jetzt schreite ich feierlich voran.

Mabel, Hilda und die sieben Gnome folgen in oleeimäßigen Abständen. Nur die Hunde laufen mutwillig nebenher, aber ich verweise sie zur Ruhe.

Alle zwei Minuten machen wir eine kleine Erholungspause, schöpfen Atem und sehen einander und die vollen Kannen glückselig an.

Die Quelle hat uns dankbar und froh gemacht. Und wir tragen das Wasser behutlos als trügen wir einen kostbaren Schatz. Es ist die einzige Gabe, die uns Menschen Himmel und Erde sprudeln umsonst werden. Alles andere ist mit Geld und Bier besetzt.

Kniee nieder, schöpfe und trinke: das Wasser, das Wasser allein ist noch heilig!

## Welt und Wissen

**Gefährliche ausländische Pflanzen.** Von Jahr zu Jahr nimmt das Wuchern der kanadischen Wasserpest zu. Sie hat bereits weite Strecken wertvoller Fischwasser verarast und leistet in stehenden Gewässern der Berglandschaft weitaus Vorschub. Als Gegenstück dazu wird in der „Illustrierten Flora“ die Fackeldistel erwähnt, die ein bezeichnendes Beispiel dafür ist, wie verheerend die Einföhrung nicht bodenständiger Pflanzen wirken kann. Es heißt dort nämlich: „Unvergleichlicher als die Kaninchenplage erweist sich für die australische Landwirtschaft die verheerende Wucherung einer Rattusart, die, wie das Kaninchen, aus Europa in Australien eingeführt wurde. Es handelt sich um die der Gattung der Rattazeen angehörige Fackeldistel, die in den unfruchtbarsten Gegenden fortkommt, bei günstigen Bodenverhältnissen aber, wie sie sie in Australien vorgefunden hat, in geradezu ungläublicher Weise wuchert und dabei alle anderen Pflanzen ersticht. Die Fackeldistel war vor etwa 100 Jahren in Australien zu dem Zwecke eingeführt worden, dort die Cochenille zu der damals noch lohnenden Gewinnung des Karminfarbstoffes in Australien heimisch zu machen, eine Schildlaus, die auf der Fackeldistel lebt. In den 100 Jahren hat sich die Distel in Australien in einer Ausdehnung verbreitet, daß sie heute große Strecken fruchtbarer Bodens der Kultur vollständig entzogen hat. Allein im Süden von Neusüdwales ist das Ackerland nicht nur für die Kultur unbrauchbar geworden, sondern durch die dichtwachsende, mit scharfen Stacheln versehenen Pflanze überdies unzugänglich gemacht worden; denn die Fackeldistel bedeckt heute wie ein Stachelweid eine Oberfläche von 2½ Millionen Hektar gegen 853 000 Hektar im Jahre 1911. Man berechnet das in ganz Australien durch den Rattus der Landwirtschaft entzogene Terrain auf ungefähr 100 Millionen Hektar. Man hat gegen die Pflanze alles mögliche versucht; aber alles war vergebens, und als ein einziges Säugmittel kommt noch das Arsenik in Betracht, dessen Verwendung aber einen unverhältnismäßig großen Kostenaufwand erfordert. Die australische Regierung hat für die Entdeckung eines geeigneten Vernichtungsmittels große Summen ausgesetzt und würde sich sogar dazu entschließen, dem Erfinder eines solchen das von der Pflanze befreite Gebiet, soweit es vor der Wucherung fruchtbares Ackerland war, gratis als Eigentum zu überlassen.“

## Neue Bücher

\* **Gottfried Keller:** „Sveiac, das Käthgen“, ein Märchen. Mit acht Radierungen von Otto Pleß. (Bausteinverlag, Leipzig.) Das entzückende Märchen von dem verhäßlichsten Kater, der sich, in Nahrungssorgen geraten, dem Stadttheatermeister verschreibt, um bis zum Abschlußtermin noch ein paar gute Tage zu verleben, schließlich aber doch Mittel und Wege findet, den unangenehmen Folgen des Falles zu entgehen, wird hier in einer nicht nur druck-technisch ganz hervorragenden ausgestatteten Buchausgabe wiedergegeben. Der Bildschmuck, mit dem Otto Pleß den liebenswürdigen Dichtereinfalls illustrierte, hat sich besonders das Spitzhafte-Phantastische des Geschehens zum Vorwurf genommen. Sein Griffel schildert in acht meisterhaften Radierungen in der Hauptfache das Groteske, den Teufels- und Höllensareuel des Märchens, dem er auf diese Weise eine neue und nichtsam-originelle Seite abzugewinnen vermochte.

\* **Ludwig Winder:** „Hugo“, die Tragödie eines Knaben. (Nicola-Verlag, Wien.) Wie schon in dem Roman „Die jüdische Ornel“ (nach dem Exoten-Experiment „Kafai“, das erste Bekenntnisbuch Winders) wird auch hier die Beichte des Mannes, der die Übertrittslampe seiner Knabenjahre schildert, zum Vorwurf überwältigender Entbillungen. Dieses Knabenbischal ist gestaltet aus der Fülle qualvoller Erinnerungen. Über drei Stationen führt der Leidensweg eines jungen Menschen der nach namostlosen seelischen Erschütterungen über die Schwelle des Knabenalters gewaltiam gestoben wird. So kühn und leidenschaftlich wie der Vorwurf, so genial ist dem Dichter bei aller Knappheit die Bewältigung des Stoffes gelungen.

\* **G. Papini:** „Lebensgeschichte Christi“, ins Deutsche übertragen von Max Schwarz. (Allgem. Verlagsanstalt, München.) Dieses Buch, das im Ausland bereits in vielen Hunderttausenden von Exemplaren verbreitet ist, ist ein Buch, das weit über den Rahmen einer Lesüre hinaus dem Leser eine große innere Freude gibt. Die Ausdeutung des Lebens Christi, die Ausdeutung seiner Lehre wird hier vollendet gegeben, gleichen von einem tiefgläubigen Menschen, der das ganze Bissen unserer Zeit beherrscht. Ein spannender Roman ist dieses Buch, eine heilige Predigt, ein zauberhaftes Buch der Geschichten, ein Dokument wahren Menschentums. Der es schrieb, ist ein Dichter und ein Philosoph, ist ein Bekenner.

\* **Belsazar:** „Das Ende Babelons, Roman von Deins Westen. Mit Bilderschmuck von Erich Sturtevant.“

(Verlag von Rich. Bong, Berlin.) Dieser dritte und letzte Band der Romanfolge „Der Kampf um Babelon“, in der die verurteilte Welt des saenenunoberen Euphrat-Reiches zu blühendem Leben erhebt, führt auf den Höhepunkt der Kämpfe im Innern des Staates und mit dem äußeren Feind! Gegen die Priesterkastei, die das Volk schwer bedrückt, wendet sich der Thronfolger Belsazar, der heimeh Stieben aus Taten erfüllt, aber sein Wille ermattet leicht infolge der Müdigkeit seines Blutes und seine Jugend ist den Bieleerfahrenen nicht angewachsen. Eng mit diesem welthistorischen Geschehen ist das schwere Schicksal der in Babelon angesiedelten Juden verknüpft die in dem milden Corus ihren Befreier sehen. Als Belsazar in der von den Schauern des Unterganges durchwachten Nacht inmitten seiner zehenden Heerführer den Gott der Juden aus Troh gegen den von Jahve aufs tiefst erfüllten Lepten Michel Sehw herausfordert, erscheint ihm die Flammenschrift „Mene tekel unbarin“, und der äußerlich unterlegene Levite wird in Wahrheit zum Sieger. Die Bildbeilagen unterstützen die Phantasie des Lesers aufs beste.

\* **Franz Rabiczek:** „Der Wald des Blutes“, Roman. (Verlag Karl Konegen, Wien.) Das Problem Mann und Weib wird in diesem brasilianischen Roman mit einer aus der Fieberhaft des Monargensumpfes geborenen Leidenschaftlichkeit im Rahmen einer fülle eigenartiger Geschehnisse behandelt.

\* **Erwin Beill:** „Der Palast zu den tausend Nonnen“, Roman. (Verlag Karl Schusbed, Wien.) Ein Gesellschaftsroman, der in Paris und Vening spielt und exotische Leidenschaftlichkeit mit sinnbetreibender Gut schildert.

\* **Marcel Berger:** „Vom Baum des Bösen“, Roman. Autorisierte Übersetzung von Hans Adler. (Karl Schusbed Verlag, Wien.)

\* **„Staatsbüraerliche Bildung“.** Denkschrift des Reichsministeriums des Innern. (Verlag von Quelle u. Meyer in Leipzig.) Die vorliegende Denkschrift des Reichsministeriums des Innern gibt einen wertvollen Überblick über die Maßnahmen der Reichsregierung und der Unterrichtsverwaltung der Länder nach dieser Richtung. Insbesondere die Lehrkräfte aller Schularten werden es dankbar begrüßen, hier die Aufgaben und die praktische Auswirkung, die sich durch § 148 der Reichsverfassung ergeben, dargestellt zu finden. Der Anhang bringt einen ausführlichen Bericht über die Verhandlungen und Leisfälle eines Ausschusses für staatsbüraerliche Bildung, der beim Reichsministerium des Innern gebildet ist und in einer ersten Tagung Grundzüge für die staatsbüraerliche Belehrung in Volksschulen, Fach- und Berufsschulen, höheren Schulen und Hochschulen aufgestellt hat.

\* **„Deutschkundliche Bücherei“.** Eine Sammlung von Hilfsbüchern zur Vertiefung in die deutsche Sprache. Literatur, Kunst, Kultur. (Verlag von Quelle u. Meyer in Leipzig.) Der Wille zur Einheit deutscher Bildung tritt erfreulicherweise auch im Schulunterricht immer stärker hervor. Diesen Zielen dient auch die verdienstvolle Deutschkundliche Bücherei, in der soeben eine Reihe vortrefflicher Bände erschienen sind. In drei Bändchen werden sprachliche Fragen behandelt, die von großer Bedeutung sind. Die „Germanisch-deutsche Sprachgeschichte“ von Dr. Wenz führt in wultergültiger Weise von den Wurzeln der germanischen Spracheinheit zu den einzelnen Sprachstufen unserer Muttersprache bis zum Ausgang des Mittelalters. Die „Deutsche Wortkunde“ von Professor Dr. Beramann gibt auf knappem Raum eine fesselnde Deutung und kulturgeschichtliche Einordnung von vielen Hunderten von deutschen Wörtern. Die Deutsche Namenskunde“ des bekannten Sprachforschers Kluge erscheint in drei verbesserten Auflagen. Meisthaft sind hier in schlichter Klarheit die Probleme der Namenskunde dargestellt. Das vierte Bändchen, die „Geschichte der epischen und idyllischen Dichtung“ von Oberstudiendirektor Dr. E. Weber gibt einen bei aller räumlichen Beschränkung umfassenden Überblick über einen Zweig deutscher Dichtung, der manche schöne Blüte entfaltet hat. Da der Sinn für diese Dichtungsform infolge des Anschwellens des Romanischaristums in vielen Deutschen verflümmert ist, wird diese Darstellung wieder zu dieser Dichtungsform die Wege weisen.

\* **„Das Süßwasser-Aquarium“.** Von C. Keller. (Verlag von Quelle u. Meyer in Leipzig.) Seit der Rückkehr normaler Verhältnisse hat auch die Aquarienhobbyerei eingelegt. In den Vereinen ist neues Leben eingezogen, und die Zeitschriften erscheinen wieder. Da kommt die neue Auflage des bewährten Keller gerade zur rechten Zeit heraus. Es ist ein vorzügliches Buch, Sachkenntnis und Liebe zur Sache paarten sich, um diesen für jeden Aquarienfrend unentbehrlichen Ratgeber zu schaffen. In schlichter und deutlicher, auch dem Verständnis der reiferen Jugend angepaßter Sprache führt der Verfasser interessante Vorgänge aus dem Leben im Wasser vor. Die Beschreibung der Tiere und Pflanzen ist möglichst kurz gehalten. Ein breiter Raum ist der technischen Seite des Aquariumbetriebes eingeräumt. Das reich illustrierte Bändchen hat nicht allein Wert für die Aquariumliebhaber, sondern für jeden Naturfreund, der mit klarem Auge und warmem Herzen in ein ihm bisher ganz oder teilweise verschlossenes Gebiet einzu führt werden möchte.